



Naturnah ist der Urwald im Białowiecki-Nationalpark an der Grenze zwischen Polen und Weißrussland, wo auch wilde Wisente leben. Totholz schafft Raum und Nahrung für neues Leben.

FOTO: RALF LOTYS, WIKIMEDIA COMMONS

MENSCH UND NATUR

Eine komplizierte Beziehung

Treffen sich zwei Erden. Eine jammert über ihr erhitztes Klima, die verschmutzte Luft und vergiftete Böden. Sagt die andere tröstend: „Ach ja, das kenne ich. Sie haben Menschen. Das hatte ich auch einmal, aber das geht schnell vorbei. Gute Besserung.“ Unser Verhältnis zu unserer natürlichen Umgebung, zur Welt, ist ein kompliziertes. Wir sehnen uns nach Natur und fürchten sie zugleich, wir romantisieren das, was wir zerstören. Doch zerstören wir nicht zuallererst uns selbst?

von Stefan Vockrodt

Wenn in diesem Text von „Natur“ die Rede ist, ist damit zunächst kein philosophisches Konstrukt gemeint, sondern die „Biosphäre“, also die belebte Welt an sich. Insofern ist aber die Gegenüberstellung Mensch und Natur nicht korrekt, sondern zeigt schon auf, wie schwierig diese Gegenüberstellung wird, denn sie impliziert, der Mensch könne neben oder gar ohne die Natur existieren. Das ist aber grundfalsch, wenn Natur als Biosphäre gedeutet wird, auch wenn mancher einwenden mag, Menschen könnten auch im Weltraum überleben. Sogar längere Zeit. Ja, aber nur in einer künstlich geschaffenen, der „Natur“ nachgebildeten Umgebung.

Und: Astronauten, die zum Teil sehr lange im All waren, haben große Probleme, sich wieder auf der Erde zurechtzufinden. Das fängt bei den erschlafte Beinmuskeln an und geht bis zu Schlaf- und Essstörungen und vielem anderen mehr. Auch verändert sich die Wahrnehmung: Viele von jenen, die einmal da oben gewesen sind, erklären hinterher, erst

da seien sie sich bewusst geworden, welches Juwel, und, kosmisch betrachtet, wie klein, zerbrechlich und verloren die Erde doch ist. Und mit ihr unsere Existenz.

Natur gleich Wildnis?

Wir reden von der Natur wie von etwas Fremden, etwas, das uns fremd ist. Stimmt auch. Wenn Stadtkinder in den „Wald“ gehen, betreten sie keinen Wald, sondern einen Forst. Ursprüngliche, „natürliche“ Wälder gibt es hierzulande nicht mehr, in Europa noch in Resten in Polen oder den Karpaten vielleicht. Und Stadtkinder würden sich darin erst einmal kräftig gruseln – düster und unwegsam sind sie, die Naturwälder. Deswegen schreibt diese Zeitung auch gern von „naturnahen“ Wäldern, wenn auf regionale und klimatisch angepasste Baumarten und gute Durchmischung (auch Generationendurchmischung) Wert gelegt wird, was in vielen Wirtschaftsförstern, besser sollte man von Holzäckern reden, nicht der Fall ist.

Schon unsere viel verwendeten Begriffe wie „Umwelt“ zeugen von dieser Fremdheit, von einer Distanz, die wir uns erschaffen und die doch nicht zu schaffen ist: Umwelt als etwas, was außen, um uns ist, dem wir uns vermeintlich entziehen könnten (Fenster zu und Klimaanlage im Auto auf volle Pulle).

Das Leben ist Sinn des Lebens

Zugleich romantisieren wir die Natur, reden von Harmonie, wo keine ist, wo es nur um eines geht: ums Leben als solches. Und das auch um den Preis, anderes Leben zu nehmen, nicht zu vernichten, aber dessen Form



Warum ist es am Rhein so schön? Was hier als „Natur“ erscheint ist – abgesehen von der groben Topografie – menschengemacht. Blick auf den Rhein bei Rolandseck.

FOTO: STEFAN VOCKRODT

fundamental zu ändern. Denn ein Tier, das getötet, eine Pflanze, die gefressen wird, hilft so, anderes Leben zu erhalten und geht letztlich über in anderes Leben. Jeder Tod schafft neues Leben. Und das einzige, was in der Biosphäre wirklich zählt, ist die Erhaltung des Lebens – gleich, ob in Form von Viren oder Einzellern oder als komplexere Organismen wie Tiere oder Pflanzen oder eben uns Menschen. Und dieses ewige „Gesetz“ gilt seit fast vier Milliarden Jahren.

Dieser Sphäre versuchten schon unsere Ur ahnen zu entkommen, indem sie begannen, abstrakt zu denken, sich Formen vorzustellen, diese als Kunst oder Werkzeug zu fertigen und ihre Toten zu bestatten. Fast alle Kulte und Religionen drehen sich um den Tod, oder vielmehr: um seine Überwindung. Am deutlichsten wird dies in der Geschichte der Auferstehung Christi, die vielleicht eher die einer „Auferweckung“ ist.

Immer stärkere Entfremdung

Wir rühmen uns heute der Verdienste von Reformation und Aufklärung. Wir, damit sind zuerst die weißen Europäer gemeint, die einst, getreu der biblischen Aufforderung „Macht Euch die Erde untertan“ aufbrachen, die Welt zu unterwerfen, zu kolonisieren und nach ihren Vorstellungen zu (ver-)formen. Dies zeigt, dass wir – im Grunde schon lange vor Reformation und Aufklärung – keineswegs nur im Einklang mit der übrigen belebten Welt existierten, sondern uns unsere Umwelt erschufen.

Wer heute durch die Landschaft wandert, erlebt keine ursprüngliche „Natur“ mehr, sondern eine von menschlicher Arbeit, menschlichem Einfluss und auch menschlicher Zerstörungswut geformte.

Obgleich viele dieser aufgeklärten Menschen, Männer wie Alexander von Humboldt oder auch Charles Darwin, die Idee der „weißen Überlegenheit“ kritisch sahen bis offen ablehnten, wurden ihre Forschungen doch benutzt, um jenes Naturbild zu entwickeln, das bis vor wenigen Jahren das Denken beherrschte und bei vielen noch immer beherrscht: Natur sei etwas Feindliches, eine Wildnis, die bezwungen, umgestaltet, dem Menschen untergeordnet und von uns „verbessert“ werden muss. Was dabei herauskommt, sehen wir heute: Klimawandel und Artensterben sind nur die offensichtlichsten Zeichen für unsere „Erfolge“ bei der Natureroberung.

Natur als Vorbild?

Dabei lässt sich vieles von der „Natur“ lernen: Ökosysteme zeigen uns, wie eine organische, auf die Nutzung und nicht den Verbrauch natürlicher Ressourcen basierende Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung funktionieren könnte. Je mehr wir von diesen Zusammenhängen verstehen, desto eher können wir lernen, die großen Überschüsse, die Ökosysteme produzieren, zu nutzen und dies auch, ohne diese Ressourcen zu zerstören. Denn Menschen ha-



Die Natur holt sich zurück, was der Mensch verlässt: Gleisanlagen des Braunschweiger Rangierbahnhofs, auch hier gedeiht das Leben.

FOTO: EVA GOCLIK

ben ihre natürliche Umgebung im Lauf ihrer Geschichte nicht nur negativ beeinträchtigt, sondern auch durch Züchtung neuer Pflanzensorten und Tierarten bereichert. Dass dabei viel auf Versuch und Irrtum basierte, viel schiefging und scheiterte mit manchmal für regionale Gesellschaften fatalen Folgen, darf nicht verschwiegen werden. Doch heute könnten wir global experimentieren, wir tun es seit Jahrzehnten und da das derzeit ziemlich schiefgeht, träumen manche schon vom „Planet B“. Doch den gibt es nicht.

Auch wenn unsere Vorstellung von Natur mit der Menschheit untergehen sollte, das Leben als solches wird auch uns überstehen. Die Erde als belebte Welt, die mancher auch gerne als einen Meta-Organismus betrachtet, wird noch einige Milliarden Jahre existieren, erst wenn die Sonne ausbrennt, geht das Leben hier zu Ende. Menschen wird es dann aber schon lange nicht mehr geben. Doch wenn wir noch etwas länger existieren wollen, sollten wir nicht vom Anthropozän schwafeln, sondern uns unsere belebte Mitwelt so gut erhalten, wie es geht. Im ureigensten Interesse. ◀



Künstlerinnen und Künstler sowie Studierende der Kunsthochschulen stellen vom 15. September bis 13. Oktober 2019 in der höchstgelegenen Bergstadt des Oberharzes, in Sankt Andreasberg, zum Thema Beziehung von Natur und Mensch aus. Ziel der Ausstellung ist es, mit den Mitteln der Kunst einen emotionalen Zugang zur Natur zu schaffen: www.nationalpark-harz.de/de/kunstkultur/kunst-natur-mensch/natur-mensch-aktuell/

Psychotoperfahrung – der Mensch als Beziehungswesen zwischen den Spannungsfeldern Naturkompetenz, Sozialkompetenz und Persönlichkeit. Eine an der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde entwickelte Methodik soll Wege aufzeigen, sich auf eine intensiv erlebte Erfahrung mit der Natur einzulassen. Ein Theorie- und Praxisbericht, herunterladbar unter: www.wanderforschung.de/files/14-jung-psychotopervers2_1411281042.pdf

